

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339645](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339645)

schrecklichen Kälte und Flucht und unter unfäglichen Leiden schon bis nach Willna gekommen war; krank, und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Willna einen edlen russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frey, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg zurückkehren wolle.

Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Vöblein an, weil er das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ „Wo du hingehst, Mutter,“ sagte der Knabe, und er hatte recht, denn er gieng noch vor der Abreise ins Grab. Sie verfuhr sich also mit dem Nothwendigsten, und affordirte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter, denn sie dachte, er wird das Fehlende schon darauf legen.

Aber alle Tage kränker auf der langen beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten — — „Wo du hingehst“ hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbt von ihr die Kinder, und konnten miteinander soviel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlin, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle seyn mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst: „Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren — wem bringen?“ Thue, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Innern zu ihm: Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, nämlich um dein Wort, daß du ihr gegeben hast? also kniete er mit den unglücklichen Waisen um

den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polnisches Vater unser. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied, und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, zum Beweise nämlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Biederigkeit anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene unglückliche Kinder seyen.

Hierauf fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kinder anvertraut hatte, ihn könne stecken lassen.

Und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, erkundigte er sich, wie ein Händler thut, der auch erst vor dem Thore fragt, wo er stillhalten soll, bei den Kindern so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissen nicht.“ — Wie er denn heiße? „Wir wissen auch nicht.“ — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sey? „Robert.“ Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, so wäre nämlich Herr Robert der Vetter, die Kinder wären versorgt, und die Erzählung hätte ein Ende.

Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung. Nein, der Herr Robert ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, auch nicht, ob er, und wo in Petersburg wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwey Tage lang in der Stadt herum, und hatte Französlin feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie theuer das Parlein?“ und der Herr Robert begehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten.

Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Noth erzählte, „eines, dachte er, will ich ihm abnehmen,“ und er fühlte sich immer wärmer in seinem Busen: „ich will ihm zwey abnehmen,“ dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschniegten, meinend, er sey der Herr Vetter, und aufstengen auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, als die russischen, und als Herr Robert die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „in Gottes Namen,“ sagte er, „wenns so ist, so will ich mich nicht entziehen,“ und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder,“ sagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen lassen.“

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen aß die Suppe und legte den Löffel weg, und blieb sitzen — Er stand auf, und blieb stehen.

„Seyd so gut, sagte er endlich zu Herrn Robert, und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Willna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt;“ Da fuhr es doch dem guten milden Menschen, dem Herrn Robert, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund,“ sagte er, „ihr kommt mir ein wenig curios vor. Ists nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, soll ich euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?“ Der Pole erwiederte: „Guter Herr, ich will euch nicht ins Gesicht sagen, wie ihr mir vorkommt. Ists nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Soltt ich sie auch noch umsonst geführt haben. Die Zeiten sind böß und der Verdienst ist gering.“ —

„Ebendeszwegen,“ sagte Herr Robert, „darüber laßt mich klagen. Oder glaubt ihr, ich sey so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit Kindern handle? Wollt ihr sie wieder?“

Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Robert gar nicht der Vetter sey, sondern die armen Waisen nur aus Mitleiden angenommen habe, „wenns so ist,“ sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und euere Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenns so ist, so kann ich euch auch Nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür, sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Robert das seinige. „Monsieur Robert“ dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann —“ und als der Pole schon anfieng, eines der Kinder nach dem andern zum Abschiede zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnete. „Guter Freund, sagte der Herr Robert, bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich euch nicht euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht euch abgenommen habe,“ und gab ihm die fünfhundert Rubel.

Also sind jetzt die Kinder versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, der gute Pole befriediget, und so ein, oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden sey, oder ob er, wenn er er auch wirklich hätte aufgefunden werden können, die Kinder angenommen, und überdies noch den Fuhrlohn bezahlt haben würde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn den nicht gefundenen Vetter nicht einmal

dazu von Nothen gehabt, denn das Zutrauen des biedern gläubigen Polen wurde in allen Fällen gerechtfertiget.

## Die Sprachforscher.

Nicht lange nach Errichtung der Gensd'armerie in mehreren Städten Deutschlands saßen die Honoratioren von Episkopshausen in einer Schenke, um bey Bier und Brauntwein sich gütlich zu thun, und nach den Beschwerden des Berufs in der traulichen Wirthsstube und bei muntern Gesprächen von der Last und Hitze des Tages sich zu erholen. Aber, wie es zu geschehen pflegt, ein Mann im Amte ist ein geplagter Mensch und nie vor Störungen sicher. Das erfuhr auch der vielbeschäftigte Schulze, welchem ein Gensd'arme ein amtliches Schreiben überbrachte, einen conscribirten Rekruten einzuschicken.

Nachdem er den Befehl gelesen und demselben pflichtmäßige Genüge geleistet, auch Hoffnung da war, daß die Unterhaltung jetzt nicht weiter unterbrochen werden würde, begann er folgender Maßen: „Ich möchte um des Himmels willen doch wissen, woher die Soldaten den verteuflisten Namen Gensd'arm bekommen haben. Ich wollte mirs noch gefallen lassen, so närrisch es auch klingt, wenn sie Rinds- oder Schweinsdärme hießen, denn die sind doch zum Wurstmachen brauchbar, aber ein Gensdarm ist doch auf Gottes Welt zu gar nichts nütze, als daß man ihn auf den Mist wirft. Ich habe mir schon oft darüber den Kopf zerbrochen, allein nichts herausgebracht. Was sagt denn Er dazu, Herr Gevatter Schulmeister?“

Der freundliche Leser wird ohne unser Zuthun leicht merken, woher der Struppel des guten Schulzen kam. Der Mann hatte

nicht französisch gelernt, und verstand also die Aussprache des ihn in Verwunderung setzenden Wortes nicht. Dies war übrigens auch der Fall beim Herrn Schulmeister, allein dieser war ein Schlaukopf und wußte sich zu helfen. Demnach sieng er zur Verwunderung aller Anwesenden folgender Maßen an.

Ich selbst auch habe mir über diesen seltenen Namen oft meine Gedanken gemacht, und würde den Sinn schwerlich errathen haben, wenn ich nicht in frühern Jahren bei Professoren und Oberschulrathen Kollegien gehört hätte. Bey solchen Männern, ihr Herren, kann man etwas lernen, deswegen hoffe ich, den Punkt richtig zu treffen. Zu besserem Verständniß muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich im dreißigjährigen Kriege zugetragen hat. Der türkische Kaiser Atilla, mit dem Zunamen „die Geißel Gottes,“ belagerte damals die Stadt Rom mit einer zahllosen Armee. Aber der Papst Gregor der Siebente hatte das Vorhaben der Türken vor ihrem Anrücken gemerkt, und bei Zeiten einen Kreuzzug ausgeschrieben, um den Erbfeind der Christenheit abzutreiben. Dadurch hatte er sich von allen christlichen Potentaten in Frankreich, Deutschland, England und Amerika Hülfstruppen verschafft, welche sich in die Stadt warfen, und dieselbe tapfer vertheidigten. Der Türke sah, daß er nichts ausrichte, und war eben im Begriff, unverrichteter Sache zum Rückzuge blasen zu lassen, als er besser bedacht, noch zu einem letzten Versuch sich entschloß. Es gab ihm nämlich Einer den Rath bei Nacht und Nebel in aller Stille den Felsen ersteigen zu lassen, auf welchem das Kapitolum, oder das Domkapitel, lag. Gelingte das Unternehmen, so würde es ihm, im Besitz des höchsten Platzes, etwas leichtes seyn, die ganze Stadt zusammenzuschießen. Weil dieser

Platz aber so fest war und für unangreifbar galt, daß seit Erschaffung der Welt es noch Niemand gewagt hatte, ihn zu stürmen, so glaubte die Garnison sich dort so sicher, als in Abrahams Schooße, und legte sich sorglos auf die Ohren. Der Anschlag der Türken wäre daher auch glücklich ausgeführt worden, wenn er nicht, — jetzt passet auf, ihr Herren! — durch die Wachsamkeit der Gänse verhindert worden wäre. „Nämlich die geistlichen Herren im Domkapitel waren große Freunde von Gänselebern, und hatten deswegen eine hübsche Menge Gänse in der Mastung. Diese Thiere erhoben, als die Türken bereits den Gipfel erkletterten, ein so jämmerliches Geschnatter, daß das ganze Domkapitel erwachte und die Schildwachen aus dem Schlafe schrie. Auf den Wällen des Domkapitels eilte man zu den Lärmkanonen, und das Eindringen der Türken wurde verhindert. Zum Gedächtniß dieser Begebenheit und den Gänsen zu Ehren, die wegen der Fettigkeit ihrer Därme nicht schlafen konnten, ist nun der Name Gensdarm entstanden, und wird nur den Soldaten gegeben, die ein wachsames Auge in Sachen der Polizey haben sollen.“

Hier endigte der Schulmeister, und sah stolz auf seine Rede mit Blicken, welche den schuldigen Zoll der Ehrfurcht und Bewunderung forderten, in der noch immer still hinhorchenden Gesellschaft umher. Keiner wagte ein Wort zu sprechen, aber die Wirthin schlug die Hände zusammen und rief: „Das muß wahr seyn, wir haben einen Herrn Schulmeister, der alles weiß, und dem kaum ein Consistorialrath an Witz und Verstand gleich kommt.“

„Ich habe vor der bekannten Gelehrsamkeit unsers Herrn Schulmeisters allen Respekt,“ versetzte hierauf der Barbier (oder, wie er sich lieber nennen hörte, der Wundarzt) „und ich würde auch seiner

Erklärung vollkommen beystreten, wenn die Sache nicht ein kleines Häklein hätte. So viel ich nämlich weiß, sagt man nicht Gensdarm, sondern Schahndarm, denn so spricht unser Pfarrer das Wort aus, und so hab' ich es neulich auch einen Reisenden aussprechen hören, der in einem gewissen Casus meine Hülfe ansprach. Nun erinnere ich mich noch von Straßburg her, wo ich die Wundarzneykunst studirte, daß man die Bedienten und Aufwärter gemeinglich mit dem Namen Schahn (Jean), zu deutsch „Johann“ zu rufen pflegte. Die Polizeysoldaten aber sind, wie ich schon oft bemerkt habe, die Aufwärter des Landvogts, den sie, wenn er ausfährt, begleiten, und, wenn er in den Wagen ein- oder aussteigt, beym Arm halten. Daher glaube ich, daß Schahndarm so viel heißt, als: „Johann den Arm!“

## Der Demagog.

Nicht lange nach der im vorigen Stücke enthaltenen Geschichte brach über den guten Schulmeister in Episkopshausen unvermuthet ein fürchtbares Gewitter aus. Die Sache verhielt sich so:

Der Schulze des Orts bekam durch einen Frohnboten ein oberamtliches Ausschreiben, in welchem geschrieben stand: „Der Schulze solle wachen und mit allem Fleiße zu verhindern suchen, daß im Orte demagogische Umtriebe gehalten, wosern aber dergleichen entdeckt würden, sogleich das Oberamt davon in Kenntniß zu setzen. Sollte sich aber gar ein Demagog betreten lassen, so müsse derselbe ohne Verzug in Verhaft genommen und wohl verwahrt eingeliefert werden.“

Der Schulze, der in seinem Leben weder von demagogischen Umtrieben noch von einem Demagogen etwas gehört hatte,

gerieth in nicht geringe Verlegenheit, wie er den Befehl deuten und befolgen sollte, und gieng, wie er in ähnlichen Fällen öfters zu thun pflegte, im tiefen Nachsinnen, die Hakte über der Achsel, in seinen Garten vor dem Dorfe, in der Hoffnung, daß ihm ein Zufall den Verstand eröffnen würde. Der gute Mann hatte sich diesmal auch nicht getäuscht, denn unterwegs begegnete ihm der Büttel, der schon oft in bedenklichen Fällen seinem Herrn den Kopf geliehen und ihn aus der Noth gerissen hatte.

Raum erblickte der Schulze seinen Untergebenen, als er ihm das oberamtliche Schreiben ohne Zeitverlust einhändigte, und ihn um seine Meinung und seinen Rath bat. Der Büttel hatte es nicht sobald gelelesen, als er folgender Maßen anhub:

„Da weiß ich Rath, Herr Schulze! Leider ist der Gog im Dorfe, und wo der Gog ist, da ist auch der Magog. Ich weiß das nicht erst seit heute, aber ich schwieg dazu, weil ich den Mann nicht wollte unglücklich machen. Ich bin ihm aber seit geraumer Zeit aus dem Wege gegangen, denn mit solchen Leuten ist nicht gut spassen.“

„Und was sind denn das für Leute?“ fragte der Schulze hastig.

„Habt ihr denn nie etwas vom Gog und Magog gehört? Der wird kommen vor dem jüngsten Tage, und die Leute verführen zum Unglauben und zu aller Bosheit, und wird nichts als Bosheit angerichtet in der ganzen Welt.“

„Und dieser Gog und Magog wäre im Flecken?“ fragte der Schulze weiter und verwunderte sich hoch, daß er noch nichts von seiner Anwesenheit bemerkt habe.

„Nicht anders,“ erwiederte der Büttel. „Kommt nur mit mir, ich will Euch schwarz auf weiß zeigen.“

Der Büttel führte also seinen staunenden Gebieter zum Bürgermeister. Als sie dort

angekommen, sagte er: „Lasset Euch nun die letzte Holzquittung geben, die der Schulmeister schrieb, da werdet Ihr's mit eigenen Augen sehen.“

Die Quittung wurde vorgelegt und lautete also:

„Unterzeichneter hat seinen jährlichen Holzbedarf zur Heizung der Schule richtig empfangen.

F. Johannes Schmalbier,  
Päda Gog loci.“

Schrecken besiel den guten Schultheiß, als er die Quittung gelesen. „Das sey Gott geklagt,“ rief er aus: „hätte ich doch all mein Tage nicht gedacht, daß mein Gevattermann eine so schändliche und verderbliche Teufelsbrut wäre. Aber Gott sey Dank, daß wir den Bösewicht haben, den Gog, er heiße mit dem Vornamen Dema oder Päda.“

Also wurden ungesäumt die nöthigen Anstalten getroffen, den unglücklichen und nichts Böses ahnenden Schulmeister zu verhaften und einzuliefern. „Sie trafen ihn zu Hause. „Verfluchter Teufelsbraten,“ schrie ihn der Schulze an, „nun ist das Maß deiner Sünden voll. Schließet ihn! Ich habe nicht gewußt, daß du so ein Höllenhund bist, der uns alle in's Verderben bringen will. Nun — fort mit ihm zum Oberamt.“

Man denke sich des armen Mannes Schrecken und Erstaunen über solch ein Verfahren. Vergebens berief er sich auf seine Unschuld; vergebens jammerte sein Weib und verbürgte sich für seine Unsträflichkeit. „Er ist ja,“ rief sie, „das gutmüthigste Schaf in der ganzen Gemeinde, einen so friedfertigen Esel, wie ihn, wird man nicht in allen Schulen antreffen.“ — Das half alles nichts, dem zitternden Schulmann wurden Fesseln angelegt, und er unter allgemeinen Verwünschungen des

Dorfs durch ein Halbduzend der stärksten Männer abgeführt.

Noch vor Anbruch des Abends traten sie mit ihrem Gefangenen in die — Amtsstube. „Was bringt Ihr da?“ fragte der erkaunte Oberamtmann. „Den Gog und Magog?“ schrien die Bauern und legten ihm Beweise vor. „Was zum Teufel seyd Ihr für Narren!“ rief der Oberamtmann, als er den seltsamen Irrthum erkannte, und befahl, dem zitternden Schulmeister die Fesseln abzunehmen.

Nun fieng der Arme, nach zweyständiger Furcht, erst wieder an, frey Athem zu schöpfen; der Oberamtmann aber konnte sich nicht genug wundern über die Dummheit von Spitzkopshausen, und gab dem Schulmeister einen verdienten Verweis; „Diese Angst, Herr Schulmeister, hätte Er sich ersparen können, wenn Ihn nicht der Kitzel gestochen hätte, mehr zu scheinen, als Er ist. Wer hat Ihn denn den Titel Pädagog gegeben? Ihr Herrn fangt an, Euch des Ehrennamens Schulmeister zu schämen, und wollt Schullehrer, Pädagogen und dergleichen, zuletzt wohl gar Schulmonarchen seyn. Gott weiß, wohin Euch noch der Schulstolz und Ueberwitz treiben wird.“

Daran hatte der Oberamtmann recht.

Der Schulmeister aber sprach: „Ach, wenn ich als Ersatz für meine Seelenangst nur das Eine bitten dürfte, daß Sie künftig dem Schulzen die fremden Wörter auch erklären, sonst könnte ich noch einmal unverschuldet in solchen Schreck gesetzt werden.“

Daran hatte der Schulmeister auch recht.

### Der glückliche Mißverständnis.

Der gute Schulze von Spitzkopshausen kam mit seinem Amt und seinen Untergebenen je mehr und mehr in's Gedränge.

Die Zeit war dem Manne über den Kopf gewachsen, und er wußte sich in so manche neue Verordnungen gar nicht mehr zu finden. Daher trug er schwer an der Bürde seines Ehrenstandes, und sehnte sich nach Erlösung von derselben oft recht herzlich, besonders seit die Brut von Dorfdeputirten ihm so viel zu schaffen machte. Sonst gab es doch auch noch Gelegenheit, sich zu einem Glase Wein eine Nebeneinnahme zu verschaffen, allein seit die verwünschten Aufpaffer alle Rechnungen durchspürten, und auf die kleinste Betrügerey, wenn sie entdeckt und erwiesen wurde, schmäbliche Absehung erfolgte, seither mußte der Ehrenmann sich bequemen, auf eigene Rechnung seinen Schoppen zu trinken. Das war nicht nach seinem Geschmack, und verursachte oft bittere Klagen über die Zeiten, die immer schlechter würden.

Seit einiger Zeit war sogar offene Fehde im Dorfe wegen der Vertheilung eines Weideplatzes. Die ärmern Einwohner verlangten, man solle den Platz, der nur dazu diene die Ochsen und Kasse der reichern Bauern füttern zu helfen, während die größere Anzahl der Armen, die weder Ochsen noch Kasse besäßen, keinen Nutzen davon hätten, vertheilen, damit man neue Kartoffelländer anbauen könne. Die Nahrungslosigkeit der Zeit mache es zur Pflicht, für Weib und Kind eher zu sorgen, als für das unvernünftige Vieh. Dagegen aber erklärten die Herren von der Bauernschaft diese Forderung für einen Eingriff in ihre Rechte: „Das war ein Ochsenwasen von Alters her,“ sagten sie, „und soll ein Ochsenwasen bleiben. Wir müssen im ganzen Dorfe für den Kitz sehen, und wo was zu zahlen ist, müssen wir daran glauben. Darum soll man uns unsere Rechte nicht schmälern, und die hungerigen Kartoffelfresser nur schreyen lassen.“

Also theilte sich das Dorf in zwey Parteyen; der Schulze und der Magistrat hielten es mit den Ochsen, die Deputirten aber standen gegen sie, als eine Opposition, von Amtswegen. Das veranlaßte dann manche Debatten und gab Veranlassung zu vielem Streit und Hader. Wo zwey oder drey bey einander waren, da kam die Sache der Ochsen zum Vorschein, und man stritt sich oft mit großer Heftigkeit, daß es blutige Köpfe gab, zumal wenn die Disputation in der Zeche vorfiel.

Bey so bewandten Umständen mußte dieser Handel endlich zu Klagen und Untersuchungen führen. Beide Parteyen liefen zum Oberamtmanne, und suchten ihn durch allerley Mittel für ihre Sache zu stimmen. Der Oberamtmanne war auch beyden zu Willen, und fuhr auf ihre Kosten mehrmals zum Augenschein auf den Platz; das gab immer einen lustigen Tag, und die Bauern bezahlten nach Gewohnheit die Zeche. In des zog sich die Sache in die Länge, und der Ausgang war nicht abzusehen. Das wollte sich nicht zu der Ungeduld schicken, mit welcher die Parteyen die Entscheidung erwarteten. Sie drängten und bestürmten demnach das Oberamt mit endlosen Vorstellungen, bis dieses einen Spruch that: „Schultheiß und Magistrat sollten mit den Deputirten noch einmal kommunizieren.“

Als der Schultheiß das Schreiben erhalten hatte, eilte er damit zu seinem Auserwählten, dem Schulmeister, der diesmal der Sache die beste Wendung gab, wie der Erfolg zeigt. „Das schickt sich gerade,“ sagte der Schlaufkopf, „denn bis nächsten Sonntag wird Kommunikou seyn. Ihr müßt eben dafür sorgen, daß der Magistrat und die Deputirten dazu bestellt werden. Das kann wirken.“

Der Deutung des Schulmeisters zu Folge berief der Schultheiß den Magistrat

und die Deputirten, laß ihnen das oberamtliche Schreiben vor, und ermahnte sie, sich am Samstag pünktlich bey der Beichte einzufinden. „Am Sonntage,“ setzte er hinzu, „wollen wir sodann mit einander kommunizieren.“ Der Vorschlag des Schulzen gefiel allen wohl. Am Samstag erschienen die Männer in der Beichte, bekannten und bereuten ihre Sünden, am Sonntage empfingen Sie in der Kirche das heilige Sakrament, am nämlichen Mittage noch verglichen sie sich, den Weideplatz zur Hälfte den Ochsen zu lassen, wie bisher, die andere Hälfte aber unter die ärmeren Familien zu vertheilen. Somit war alle Fehde zu Ende, und ein Mißverständnis hatte gewirkt, was vernünftigen Vorstellungen vorher unmöglich war.

### Lohn der Ehrlichkeit.

Ein junger braver Bauernsohn, hatte eine unschuldige Bekanntschaft mit einem Bauerntöchterlein im nächsten Dorfe, und wollte sie gerne heirathen. Er gieng also zu ihrem Vater, und bat, ihm die Tochter zu geben. Der Alte empfing ihn zwar freundlich, sagte ihm aber bald, daß er ihm die Tochter nicht geben könne, weil er kein Vermögen habe, und noch kein Weib ernähren könne. Michel — so hieß der Bauernsohn — gab ihm zur Antwort: „Lieber Stephan! dies war der Name des Bauers, — sieh, ich bin gesund und stark, und arbeite gerne; es wird also mir und meinem Weibe nicht an Brod fehlen; zudem habe ich mir seit wenigen Jahren 30 fl. erspart, damit richten wir die Hochzeit aus, dann nehmen wir ein Gütlein in Pacht, und wenn wir fleißig sind und beten, so wird Gott unsere Arbeit segnen und uns nicht Hunger leiden lassen.“

Dem alten Stephan mißfiel diese Sprache keineswegs und er sagte endlich: Michel, laß es nur noch ein Jahr gut seyn, bis dahin kannst du dir noch etwas verdienen, und dann magst du mein Köschen immer noch nehmen.

Mit dieser Antwort gieng Michel seines Weges, und begegnete nicht ferne vom Dorf seinem Köschen, die in der Stadt gewesen war, und von da wieder nach Haus gieng. Er erzählte ihr alles, was ihr Vater mit ihm gesprochen, und war ganz niedergeschlagen, daß er seine Absichten bei ihm nicht erreicht hatte. Zudem er nun mit Köschen eine Strecke so ganz langsam und tieffinnig fortgieng, stolperte er in der Dunkelheit über etwas und fiel. Er stand wieder auf, griff darnach und sich, es war ein großer schwerer Geldbeutel, den er kaum in die Höhe zu heben vermochte. Er lief nun damit nach einem Feuer, das er auf einem Felde von angezündeten Dornen brennen sah, und fieng bei der hellen Flamme zu zählen an. Es kamen ein Hundert Thaler nach dem andern heraus und der Beutel blieb immer noch schwer. Wahrhaftig, rief Michel aus, es müssen etliche tausend Thaler darin seyn. Nun wird es deinem Vater gewiß recht seyn, daß ich dich nehme! Gott Lob und Dank, daß wir diesen Schatz gefunden haben!

Indem sie nun, mit dem Geldsack unter dem Arme, voll Freuden dem Dorfe zugiengen, fiel ihnen auf einmal ein, daß dieses Geld jemand könnte verloren haben, daß sie es wieder zurückgeben müßten, und daß sie alsdann wieder so arm wären wie vorher; doch trösteten sie sich damit, daß sie alsdenn ein gutes Trinkgeld bekommen würden, und beschloffen also auf der Stelle, zu dem Herrn Pfarrer ins Dorf zu gehen, ihm den Vorfall zu erzählen, und ihn um einen guten Rath zu bitten. Sie giengen hin, und nachdem

sie dem Pfarrer alles erzählt hatten, wollten sie den Geldsack bei ihm zurücklassen, wenn ihn etwa jemand verloren hätte. Der Pfarrer lobte sie ihrer Ehrlichkeit wegen, und ließ es durch die Zeitung bekannt machen, daß ein Geldbeutel gefunden worden sey, dessen rechtmäßiger Eigenthümer sich bei ihm melden möchte. Die Ehrlichkeit der jungen Leute gefiel ihm so wohl, daß er ihnen versprach, zu ihrer Verheirathung sein möglichstes beizutragen. Er hielt selbst bei Stephan um seine Tochter für Michel an, erhielt das Jawort, half Micheln, daß er das nämliche Gütlein, welches er zu haben wünschte, in Pacht nehmen konnte, und verschaffte ihm auch Vieh und Wirthschaftsgeräthe.

So haufeten nun die jungen Eheleute eine geraume Zeit fleißig und ordentlich fort, und das Geld lag noch immer im Pfarrhof, ohne daß sich ein Eigenthümer hervorgethan hätte. Zwei Jahre waren bereits vorüber, da brachte der Pfarrer den Geldsack zu den jungen Leuten, und sagte: „Da sich Niemand zu dem Gelde meldet, so gehört es euch; weil es aber möglich ist, daß sich dennoch der Eigenthümer einmal hervorthue, so rathe ich euch, das Geld in eure Wirthschaft zu stecken; denn auf diese Art bleibt es unverloren, der Eigenthümer möge dann kommen, wenn er wolle.“ Diesen Rath befolgten sie. Michel kaufte das Gütlein, welches er bisher in Pacht hatte, und da das Geld 4000 Thaler betrug, so konnte er es sogleich baar ausbezahlen; denn gerade so viel kostete es. Zu kurzer Zeit brachte er es auch so weit, daß sein Gut wehr werh war, als er dafür bezahlt hatte. Einige Jahre darauf starb nun der alte ehrliche Pfarrer. Die beiden ehrlichen Eheleute hinterlegten also bei dessen Nachfolger eine Schrift, darin sie sich für ihre Kinder und Kindeskinde verbindlich machten, das Gut an denjenigen abzutreten, der sich

als rechtmäßiger Eigenthümer des Geldes darthun würde.

Es waren jetzt gerade 10 Jahre verflossen, seitdem Michel das Geld gefunden hatte, als er eines Tages vom Felde zum Mittagsmahl nach Haus gieng. Da sah er auf der Straße einen halbbedeckten Wagen und zwei Personen darin. Auf einmal fiel der Wagen um und zerbrach, und die beiden Personen fielen heraus, ohne jedoch Schaden genommen zu haben. Michel sprang eilig herbei, bot den Fremden seine Pferde an, und bat sie auf die lieblichste Weise, in seinem Hause ein wenig auszuruhen. „Ist es doch, sprach einer der Fremden, als wenn dieser Ort verberbt wäre. Ich kann ohne Unglück nicht vorbeikommen. Vor zehn Jahren hatte ich hier einen bedeuteten Verlust. Ich kam von der Regensburger Messe zurück, hatte 4000 Thaler bei mir, und die mußte ich hier verlieren.“ — „Was, sagte Michel, 4000 Thaler haben Sie verloren? Aber haben Sie sich denn gar keine Mühe gegeben, das Geld wieder zu bekommen?“ „Das war mir unmöglich, mein Freund, antwortete der Fremde; denn ich mußte damals nothwendig nach Holland, wo ich mich nach Ostindien einschiffen sollte. Die Zeit war kurz, und das Schiff würde nicht auf mich gewartet haben. — Ich schrieb also des Geldes wegen an einen guten Freund nach Regensburg. Er hat aber, wie ich nachher sicher vernommen, meinen Brief nicht erhalten, und also ist gar keine Nachfrage geschehen, ob Jemand das Geld gefunden habe oder nicht; und wenn es auch geschehen wäre, wie könnte ich glauben, daß Jemand so ehrlich seyn und mir das Geld wieder zurückgeben würde? Ich habe mich also um das Ganze nicht weiter mehr bekümmert, und bloß jetzt denke ich wieder daran, da ich eben wieder auf dem unglücklichen Platz bin.

Mancher Andere würde sich betrübt und geärgert haben, daß er unvermuthet mit sein Gut kommen sollte; aber der ehrliche Michel freute sich von ganzem Herzen darüber. Er ließ sich aber noch nichts davon merken, sondern wiederholte nur seine Bitte an die Fremden, daß sie bei ihm zusprechen möchten. Sie ließen sich nicht lange mehr bitten und giengen mit ihm. Indem sein Weib ein Mittagessen kochte, sprach er noch mehr mit den Fremden, und es blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, daß das Geld einem derselben gehöre. Er entfernte sich daher auf ein Paar Augenblicke, gieng zum Pfarrer, erzählte ihm die Sache, und bat ihn, beim Mittagsmahl zu erscheinen. Nach dem Essen führte Michel die Fremden auf dem Gute herum, zeigte ihnen seine Gebäude, Gärten und Acker, und erzählte ihnen, wieviel sie ihm jährlich eintrügen. Endlich wandte er sich an den Fremden und sagte: „Alles, was sie hier sehen, mein Herr! gehört Ihnen einzig und allein zu. Die 4000 Thaler, welche Sie verloren, habe ich gefunden. Der vorige Herr Pfarrer ließ es durch die Zeitung ausschreiben; weil sich über Niemand meldete, so habe ich für das Geld dieses Gut gekauft mit dem festen Vorsatze, es demjenigen, welcher das Geld verloren hätte, einmal abzutreten. Es gehört alles Ihnen und sollte ich auch früher gestroben seyn, so hat der Herr Pfarrer eine Schrift in Händen, worin ich mich für mich und alle meine Nachkommen anheischig gemacht habe, das Gut dem Eigenthümer des Geldes zurückzustellen. — Bei diesen Reden wußte der Fremde nicht, wie ihm geschah; er sah eines nach dem andern an, reichte Micheln die Hand und fragte ihn, ob er außer diesem Gute noch ein anderes besäße? „Nein, sprach Michel, aber wenn Sie nicht Lust haben, dieses Gut zu verkaufen, so müssen Sie doch einen Pächter darauf haben,

und da hoffe ich, Sie werden es mir vor Andern vergönnen.“ „Lieber Freund, antwortete der Fremde, eure Ehrlichkeit verdienet wohl größeren Lohn, als diesen. Es sind nun schon zehn Jahre, daß ich das Geld verloren habe; seit dieser Zeit hat der liebe Gott mein Vermögen unendlich gesegnet, und ich habe schon viele Jahre nicht mehr an meinen Verlust gedacht. Viertausend Thaler würden mich nicht viel reicher, euch aber würden sie arm machen, wenn ihr sie mir bezahlen müßtet. Behaltet also das Gut für euch, Gottes Vorsehung hat es euch selber gegeben, und ich würde mir ein Gewissen daraus machen, euch darum zu bringen. Ich schenke es euch hiemit ein = für allemal, und freue mich herzlich, daß ich bei dieser Gelegenheit einen so rechtschaffenen Mann habe kennen gelernt. Er ließ sich hierauf die Schrift geben, die der Pfarrer in Verwahrung gehabt hatte, und zerriß sie. Zugleich setzte er eine neue Schrift auf, darin er dem ehrlichen Michel und seinen Nachkommen das Gut auf ewig übergab, und erwähnte dabei ihrer Redlichkeit mit dem größten Lobe. — Die beiden Eheleute wußten nicht, wie sie ihre Dankbarkeit gegen den großmüthigen Menschenfreund ausdrücken sollten, und unter Freudenthränen priesen sie den lieben Gott für die wunderbare Gnade, die er an ihnen gethan hatte.

Merke, lieber Leser! Man stolpert zwar nicht alle Tage über einen Beutel voll Thaler hinüber, wie Michel. Aber sey du nur ehrlich, und arbeite und bete, wie Michel, und dann glaub' es: der liebe Gott hat noch tausend andere Wege und Mittel, deine Ehrlichkeit zu belohnen und deine Mühe zu segnen, ob er dir gleich nicht einen Geldsack in den Weg legt.

## Der ungeheure Kuchen.

Der König August II. von Polen ließ einst der Warschauer Garnison zum Osterfeiertage einen Kuchen auftragen, wie er gewiß so leicht nicht wieder gebaden werden wird. Derselbe war nämlich vierzehn Ellen lang, sechs Ellen breit und über eine halbe Elle dick. Man hatte 150 Scheffel Weizenmehl, 4860 Eyer, zwey Tonnen Milch, Tonne Hefen und eben so viel Butter dazu gebraucht. Um denselben backen zu können, wurde ein eigener dazu eingerichteter Ofen gebraucht. Der König und der ganze Hof wohnten dem oben erwähnten militärischen Gastmahle bei. Als nun der Kuchen zerschnitten werden sollte, erschienen auf einen Wink des Königs ein Architect und ein Zimmermann. Letzterer war mit einem drey Ellen langen Messer versehen. Nach der Anweisung des Erstern schnitt er nun mitten in den Kuchen ein Loch, stellte sich hinein, und zerlegte ihn so. Man kann denken, wie viele und große Portionen es gab.

## Der Riesenappetit.

Beym einem Kindtauffschmause in England nahm vor kurzem einer der Pathen folgende Portionen zu sich: Ein Pfund Lachs mit Aepfelsauce — anderthalb Pfund Rostbeef mit Blumenkohl und Cierrahm — zwey Gänseenten, zwey Truthahnflügel mit zwanzig Stück großen gebratenen Kartoffeln — eine halbe Taubenpastete (vier Stück) mit Austersauce — zwey Pfund Pudding mit drey Schalen Gelee — Brod, Käse, Sellerie und Zwiebeln, zusammen nahe an fünf Pfund — drey große Krüge Porter — zwey Flaschen Bordeauxwein — drey Flaschen Madera — eine Flasche Rerreswein — eine halbe Flasche Maraskin —

fünf Pöffel Magenelixir. — Diese Kleinigkeiten hielten indessen nur von sechs Uhr Abends bis gegen ein Uhr Morgens wieder, es nahm daher dieser frugale Mann noch eine kleine Collation zu sich. Diese bestand aus drey Pfunden Nefeltorte, zwey Pfund Käse, vier Pfund Brod und drey Flaschen Portwein. Jetzt begab sich der wackere Kämpfer zur Ruhe, und schlief acht Stunden, ohne aufzuwachen, fort!

### Die Tabakschupferey.

Ein Engländer, Namens Stanhope, hat durch eine Berechnung gefunden, daß jeder unterschiedene Tabakschnupfer, zur Bedienung seiner Nase, jährlich nicht weniger als sechs und dreyßig und einen halben Tag nöthig hat. Stanhope setzt nämlich voraus, daß jeder Schnupfer alle zehn Minuten eine Prise nimmt. Hierzu sind anderthalb Minuten erforderlich, indem nicht nur das Nehmen, sondern das Hinaufheben, Spielen und Wischen an der Nase in Ausschlag gebracht werden muß. Acht Stunden Schlaf abgerechnet, kommen also täglich, in den übrigen zwey Drittheilen, zwey Stunden vier und zwanzig Minuten auf die Schnupferey?

### Weisse Elephanten.

In Siam bezeugt man den weißen Elephanten die größte Verehrung. Wer einen entdeckt, wird für den Glücklichen der Sterblichen gehalten. Die Sache ist von solcher Wichtigkeit, daß man sagen kann, sie mache Epoche in den Analen der Nation. Der glückliche Entdecker wird mit einer Krone von Silber und einem Geschenke an Landeigenthum belohnt, das sich so weit

erstreckt, als man das Geschrei des Elephanten hören kann. Er und seine Familie, bis in die dritte Generation, sind von aller Art an Dienbarkeit und ihr Landbesitz ist von jeder Abgabe befreit.

Der gegenwärtige Augenblick wird für einen der glücklichsten gehalten; denn in den königlichen Ställen befinden sich nicht weniger als fünf weiße Elephanten. Uebrigens ist der weiße Elephant ein Albinos unter seines Gleichen.

### Das Barfüßergericht.

Im Innern von Basel befindet sich ein erhabenes Stadtviertel, der „Kohlenberg“ genannt. Dort wohnte ehemals der Scharfrichter, seine Helfershelfer, die Torturknechte, die Todtengräber, welche die an der Pest verstorbenen beerdigten, und alle Diejenigen, deren Handthierung damals als unehrlich betrachtet wurde. Sie durften sich nur unter einander verheirathen, und alle Gerichtshöfe blieben ihnen verschlossen. Da sich jedoch oftmals Streitigkeiten unter ihnen erhoben, die auf keine gesetzliche Weise geschlichtet werden konnten, so errichtete man für sie ein besonderes Gericht aus zwölf Besitzern und einem Präsidenten, welche Alle unter den Sackträgern und andern ähnlichen Leuten ausgewählt wurden. Dies Gericht hielt seine Sitzungen auf dem Kohlberge in zerrissenen Kleidern und nackten Füßen. Der Präsident hielt den Richterstab in der Hand, und war zugleich verpflichtet, während der ganzen Sitzung, selbst im Winter, ein Bein in einem mit Wasser angefüllten Eimer zu haben. Sobald er Platz genommen hatte, wurden die Parteyen hereingeführt, die entweder persönlich oder durch Jemand aus ihrer Mitte verklagten und sich ver-

theiligten. Die Weisker raunten sich ihr Urtheil ins Ohr, dessen Ausspruch ohne allen fernern Appell war. Fand sich für beyde Theile Gleichheit der Stimmen, so entschied der Präsident. Dies Gericht wurde zu Ende des fünfzehnten oder im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts abgeschafft; aber so viel ist gewiß, daß es noch im Jahre 1474 bestand. Man findet in der von Groß herausgegebenen kleinen Kronik von Basel, daß in diesem Jahre gedachtes Gericht einen Hahn verurtheilte, lebendig aerbrannt zu werden, weil er ein Ey gelegt hatte, und man damals glaubte, daß aus solchen Eyern Basflisten entständen.

### Die Grabmusik.

In M... wurde eine Leiche mit vieler Pracht und unter einer Trauermusik beerdigt. Unter dem Gefolge befand sich auch der Arzt des Verstorbenen.

Viele Zuschauer hatten sich versammelt, und folgten dem Zuge bis zum Kirchhofe, angelockt von der schönen Musik.

Einer von diesen fragte einen Bekannten: Können Sie mir nicht sagen, wer diese Trauermusik komponirt hat?

„Nein,“ erhielt er zur Antwort: „den Namen des Komponisten weiß ich nicht, aber — auf den Arzt zeigend — hier können sie den Verfasser des Textes sehen.“

### Der strenge Richter.

In dem Orte S... entfiel einesmals an einem Sonntage Abends zwischen zwey Nachbarn ein heftiger Streit wegen Mißhandlung einer Kinderspiel-Logge (Baba.) Dieser Streit wurde immer heftiger, so zwar, daß der Eine sich sogleich zu seinem im nächsten Orte wohnenden Ortsvorstande begab, und diese wichtige Sache zur Klage

brachte. Dieser kluge Mann als Richter zog sogleich seinen Rod an, und gieng noch Abends nach 9 Uhr in schnellen Schritten in das Dorf hin, hielt über den Beleidiger der armen Figur nicht nur einen ernstlichen Spruch, sondern traf sogar die Verfügung, ihn mit Arrest bestrafen lassen zu wollen.

### Der unglückliche Schmid.

In einem am Bodensee gelegenen Orte wohnt ein sehr häuslicher Mann, welcher die Anschaffung der Werkzeuge für die Gemeinde zu besorgen und darüber Rechnung abzulegen hat. Da nun bey sehr hart gewordenem Boden eine Gemeinde-Arbeit vorgenommen werden sollte, wozu auch sogenannte Pikel erforderlich waren, welche aber eine Reparation von Nöthen hatten, so nahm dieser also zwey Pikel, that solche in einen Brennofen, befahl seinem Knechte, in ein großes Stück Holz eine Holzachse einzuschlagen, welche die Dienste eines Amboses versehen sollte. Nachdem nun die zwey Stücke Eisen warm genug zu seyn schienen, mußte sein rothbartiger Knecht mit einem Beil ganz jämmerlich drauf los schmieden, so zwar, daß Beil und Ambos in Stücke darauf giengen. Der gute Meister Schmid, bestürzt über dieses Ergebnis, entschloß sich, diese Arbeit durch den rechten Schmid verfertigen zu lassen, indem er sehr wohl einsah, daß für ein solches Schmelzen sich Nichts in die Gemeinds-Rechnung bringen lasse.

### Der schlaue Jude.

Im letzten Kriege floh ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammen hauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager, der sonst sein Freund nicht war, steckte ihn gleichwohl in einen Korn-

sack und legte ihn auf den Boden. „Nausel, rühr dich nicht, sonst sind wir beide Kapores.“ „Doved, ich rühr mich nicht.“ Auf einmal kommt der Husar mit gezogenem Säbel zur Thüre herein, und, „wo ist der Spizbub,“ schrie er mit grimmiger Geberde; der Schwager erwiderte: „Na, gestrenger Herr Unteroffizier! daß mein Haus keine Spizbuben-Herberge ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd?“ Der Husar antwortete: „Wo der Spizbub ist, will ich wissen, der mich um vier Thaler betrogen hat,“ und vistorierte in allen Winkeln herum. „Was habt ihr in diesem Sack da,“ fuhr er den Schwager an, und hielt ihm den blanken Säbel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd ich haben in dem Sack do? Glas.“ Da hieb im Zorn der Husar zuerst mit flachem Säbel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. So viel Hiebe, so viel Schwielen. Der Jude aber der darin steckte, dachte: „ich will meinen Schwager nicht stecken lassen, mich noch weniger, und machte unauhörlich mit reiner Stimme Kling, Kling, daß der Husar meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item, es half Etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jude unwendig tönte immer schneller Kling, Kling, Kling. Als aber der Husar fort war und der Jude blutrünstig aus dem Sack schlüpfte und sich beschaute: „Gottes Wunder! sagte er, mein Lebenlang will ich um 4 Thaler kein Glas mehr werden.“

Ein armer polnischer Jude gieng durch einen Wald. Ein Wolf kam auf ihn los. Verdutzt, erschrocken hielt der arme Jude ihm seinen Wanderstock entgegen, und glücklicher Weise schoß ein lauernder Jäger hinter

ihm nach dem Wolf, der getroffen, todt hinstiel. „Gottes Wunder!“ schrie der arme Jude, der den Jäger nicht sah, und bloß den Schuß hörte, „hob ach schau den Stock zwanzig Jahr, und hob nit gewußt, daß er geloden is!“

„Wie glücklich bin ich mit meiner Frau!“ rief ein Ehemann aus: in meiner Hauswirthschaft ist Alles in der schönsten Ordnung, wenn ich um Mitternacht aufstehe, so finde ich jedes Stück meiner Wäsche im Dunkeln!“ und bey diesen Worten zog er statt des Schnputches eine Schlafhaube aus der Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen.

Ein Bediener hatte einen mündlichen Auftrag seines Herrn schlecht besorgt. Dummkopf, schrie der Herr zornig: wenn ich einen Esel schicken will, so geh' ich lieber selber.

Ein Kaufmann pries seine treffliche Waare einem Frauenzimmer mit folgenden Worten an: „Gnädige Frau, das ist ein Zeug für die Ewigkeit, und nachher können Sie sich noch einen Unterrock daraus machen.“

#### Auflösung der Räthsel.

1. Als Absalon daran hing. 2. Daß man hier heurathet und dort nicht. 3. In der Fastnacht 1819, wo wegen dem Ableben des Großherzogs Carl die Schauspiele verboten waren, welche die Freiburger statt den Predigten besuchten. 4. Die mißvergnügten Eheleute, sie gehen alle Tage mit Kreuz. 5. In der Nacht, ehe er sein Weib bekam. 6. Der verlorne Sohn. 7. Durchs Mitleiden. 8. An jenem zu Ninive. 9. Zur Lehre, daß die Menschen gegen die Thiere nicht grausam seyn sollen. 10. Daß ihnen, wie diesen an der Hochzeit, überall die Thüren vor der Nase zugeschlössen werden. 11. Durch die Gutherzigkeit. 12. Durch: Vergelt's Gott! der Armen.

Bemerkung. Da wegen Hindernissen die im letzten Jahre versprochenen Holzstücke in diesem Kalender nicht erscheinen konnten, so werden solche nächstes Jahr, und in den folgenden Jahren Fortsetzungen davon erscheinen.

Die löblichen Ortsvorstände werden auch höchst gebeten, die richtige Angabe der Jahrmärkte an den Verleger dieses Kalenders schriftlich einzusenden.

J. M. Banuhard.